

den Anschein hat. Aber auch die verborgene Heilswirklichkeit ist auf ihr alles verwandelndes Offenbarwerden hin angelegt. „Wenn ihr dies alles kommen seht, dann richtet euch auf und erhebet eure Häupter, denn nahe ist eure Erlösung“ (Evangelium des 1. Sonntags im Kirchenjahr, Lk 21, 28). „Der Geist und die Braut sprechen — komm! . . . Der dies bezeugt, spricht: ja, ich komme bald!“ (Apk 22, 17. 20).

## Geistliches Leben in heutiger Welt

Von Hilda Graef, Oxford

In seinen Grundlagen ist das geistliche Leben des Christen, das heißt, seine Beziehung zu Gott, seit der neutestamentlichen Zeit das gleiche geblieben. Aber seine Formen haben sich vielfach geändert, sich den Erfordernissen der jeweiligen Epoche angepaßt und sind so dem Wechsel unterworfen wie alle andern menschlichen Lebensformen. Es ist ein Gemeinplatz, daß unsere von Kriegen, soziologischen Umwälzungen und unerhörtem technischen Fortschritt bestimmte Zeit einen Übergang, wenn nicht gar einen Bruch darstellt, der vielleicht noch radikaler ist als der Bruch der Renaissance mit dem Mittelalter. Unser tägliches Leben, unsere Arbeit ebenso wie die Gestaltung unserer Freizeit haben sich grundlegend geändert. Wie könnte da unser geistliches Leben noch die Formen der *Imitatio* des Thomas von Kempen oder der *Introduction à la vie dévote* des heiligen Franz von Sales annehmen?

Zwei fundamentale Gegebenheiten müssen zunächst einmal berücksichtigt werden: der moderne Mensch hat eine völlig andere Zeiteinteilung als der mittelalterliche und als eine Philothea, und weiterhin, unsere Nerven sind sehr viel stärker beansprucht als die früherer Generationen. Dem muß in der Formung einer zeitgemäßen Spiritualität jedenfalls Rechnung getragen werden. Es ist bezeichnend, daß die Kirche selbst heute das liturgische Gebet abkürzt: Messe ebenso wie Brevier werden allmählich von den vielen Zutaten befreit, die sich durch die Jahrhunderte angehäuft haben. Die Kirche trägt weiter auch der anderen Lebensform Rechnung, indem sie Mittags- und Abendmessen eingeführt und das eucharistische Fasten drastisch abgekürzt hat. Das sind Neuerungen, die nicht nur äußerer Natur sind. Sie bringen vielmehr in das geistliche Leben, insbesondere der Laien, eine neue Note, sie akzentuieren anders.

Zunächst einmal spielen Messe und Kommunion gegenüber früher eine viel zentralere Rolle. Gewiß, der Rosenkranz und andere außerliturgische Frömmigkeitsformen behalten ihren Wert, aber sie sind sehr viel weiter an die Peripherie des katholischen Lebens gerückt, als das noch vor zwanzig bis dreißig Jahren der Fall war. Im Oktober soll der Rosenkranz nicht mehr öffentlich während der Messe gebetet werden, denn die christliche Gemeinde soll immer so aktiv wie möglich an der Liturgie teilnehmen. Das heißt, die Messe ist wieder, wie sie das im christlichen Altertum war, zum Pol des christlichen Lebens geworden, von dem alles andere ausgeht und zu dem es zurückkehrt. Sie befruchtet das Gebet, ob mündliches oder

„inneres“ — übrigens eine Zweiteilung, die in dieser Form an sich unberechtigt ist; denn rein „mündliches“ Gebet, ohne irgendwelches Bedenken dessen, was gesagt wird, ist „Plappern“ und nicht wirkliches Beten.

Das gehetzte Leben des modernen Menschen kann nun aber nicht von der Messe allein genährt werden, schon darum nicht, weil ihr wirklich fruchtbares Mitleben, das sich nicht auf das einfache „Hören“ oder Dabeisein beschränkt, ohne persönliches Gebet kaum möglich ist. Denn die Messe repräsentiert das „Christus-Ereignis“, nicht nur Jesu Tod, sondern das ganze Mysterium der Inkarnation und Erlösung. Engel und Heilige, die ganze Kirche: im Himmel, im Fegfeuer und auf Erden, sind an ihm beteiligt, die Vorbereitung im Alten Testament selbstverständlich eingeschlossen, werden doch Abel, Abraham und Melchisedech im Kanon gleich nach der Konsekration genannt. Diese die ganze jüdisch-christliche Heilsordnung — Oikonomia, wie die Väter es nannten — umfassende Opferhandlung kann gar nicht auch nur annähernd erfaßt werden, wenn der Mensch sich nicht immer wieder neu darauf vorbereitet.

Die Kirche hat stets für die Kommunion eine innere Reinigung gefordert, wie sie schon Paulus von den Korinthern verlangt hat (1 Kor 11, 28). Aber Gewissensforschung und gegebenenfalls Beichte genügen zwar zum würdigen Empfang der Kommunion, reichen aber nicht zum fruchtbaren Nachvollziehen der christlichen Opferhandlung aus. Dieses erfordert eine geistlich-intellektuelle Vorbereitung, für die Lesung und Betrachtung unerlässlich sind. Die Frage ist nur: hat der moderne Mensch nicht nur Zeit, sondern auch innere Ruhe genug zu einer solchen Vorbereitung?

Weder die Frau, *devotus sexus*, wie es in der Liturgie heißt, noch der Mann sind heute mehr in der Lage, stundenlang zu betrachten und dazu noch alle möglichen anderen frommen Übungen zu verrichten, wie es beispielsweise noch der hl. Franz von Sales von seiner Philothea forderte. Denn Philothea hatte Dienstboten und brauchte morgens nicht das Frühstück für Mann und Kinder herzurichten, die Wohnung in Ordnung zu bringen, einkaufen zu gehen und für das Mittagessen zu sorgen. Sie hatte Köche, Hausmädchen, Kindermädchen, Zofen und konnte, ohne ihre häuslichen Pflichten zu versäumen, ruhig einige Morgenstunden Gott widmen. Philotheas Mann wird in der *Introduction* kaum berücksichtigt; aber jedenfalls brauchte er weder pünktlich im Büro zu sein noch sich mit Steuererklärungen zu befassen, von dem nervenaufreibenden Verkehr auf dem Weg von und zur Arbeitsstätte ganz zu schweigen.

Und damit sind wir schon bei einer zweiten Schwierigkeit: der moderne Mensch hat ein in jeder Beziehung sehr viel anstrengenderes Leben als seine Vorfahren und braucht daher auch mehr Entspannung. Stunden der Muße, Ferien, Sport und selbst Fernsehen, Unterhaltungslektüre, Kino — selbstverständlich immer nach Maßgabe eines wachen Gewissens — sind für ihn nicht bloß Vergnügungen, anstelle deren er beten könnte und sollte. Sie gehören zu einem ausgeglichenen Leben in der heutigen Welt und können nicht einfach aufgegeben werden. Aber sie können eingeschränkt werden. Am Wochenende beispielsweise ist es sehr wohl möglich, eine Stunde für geistliche Übungen freizuhalten. Ebenso sind häufigere Einkehrtage und jährliche Exerzitien für die allermeisten Menschen möglich. Das Hauptproblem ist, diese

Zeiten der äußeren Ruhe und des „inneren“ Gebetes für den Alltag, in den sie eingestreut sind, so fruchtbar wie möglich zu machen.

Dazu ist zunächst einmal unerlässlich, das Gebet zu diesem Alltag in Beziehung zu setzen. Allzu oft sind beide hermetisch von einander abgeschlossen; das kann manchmal so weit gehen, daß der betende Mensch von ganz anderen Prinzipien geleitet wird als derselbe Mensch in der Arbeit oder im Familienleben. Diese Haltung wird sogar durch manche geistliche Bücher verstärkt, die anraten, in der Betrachtung alle weltlichen Gedanken und Belange von sich abzutun und sich allein mit Gott und göttlichen Dingen zu beschäftigen. Das ist natürlich bis zu einem gewissen Grade richtig; im Gebet wird man nicht rein berufliche Probleme erörtern. Aber man darf doch seinen Alltag nicht völlig ausschließen.

Es ist ein durch eine viele Jahrhunderte alte Tradition geheiligter Brauch, im geistlichen Leben nicht von Menschen, sondern von „Seelen“ zu reden, und das hat vielleicht dazu beigetragen, in Meditation und Gebet so viel wie möglich von allen äußeren Beziehungen abzusehen. Dadurch ist aber auch eine gewisse Unwirklichkeit in dieses geistliche Leben hineingekommen: unsere Sprache, und damit ist auch unser „inneres“ Sprechen mit Gott gemeint, bekommt etwas fast möchte man sagen Un-Menschliches; denn der Mensch ist ja nun einmal nicht nur „Seele“, sondern auch Leib, und wenn er betet, betet er als geist-leibliche Person, nicht nur als entkörperte Seele. Nun ist diese Person aber in ein ganzes Geflecht von irdischen Beziehungen eingebettet, von denen sie sich auch im Gebet so wenig freimachen kann wie die Pflanze von ihrem Wurzelboden; der Mensch muß sie mitnehmen, zu Gott bringen, wenn er als wahrer Mensch und Christ, als Glied des mystischen Leibes beten will. Das Gebet des Herrn selbst, das ja das Vorbild alles christlichen Betens sein muß, bezieht die ganze Welt, das Gottesreich „wie im Himmel also auch auf Erden“, unser tägliches Brot, unsere Schuld und die uns Schuldiger sind in unser Beten ein. Da ist nicht nur „der Einzige gegenüber dem Einzigen“, eine übrigens keineswegs authentisch christliche Vorstellung, sondern der Mensch in seiner Umgebung, mit seinen täglichen Nöten und seiner Beziehung zu seinen Mitmenschen. Das Vater Unser ist das Gebet des ganzen Menschen in seiner Welt, und so muß auch unsere Betrachtung diese Welt und unsere Stellung in ihr einbeziehen.

Wie das praktisch durchzuführen ist, dafür kann es kaum ein einfaches Rezept geben, da ja jeder Mensch ganz andere Probleme hat und auch in einer andern Umwelt steht. Arbeiter und Universitätsprofessor, Familienmutter und Stenotypistin, Lehrer und Generaldirektor, Schauspieler und Pflegerin haben alle völlig verschiedene Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Und doch ist kein Christ, was auch immer sein Beruf und seine Stellung in der Gesellschaft sei, davon entbunden, seine Religion mit seinem „Welt“-leben so innig wie möglich zu integrieren. Eine dem Gebet gewidmete Viertelstunde am Tage ist wohl das Mindestmaß, abgesehen von häufiger Werktagmesse und den schon genannten Einkehrtagen, um Arbeit und Erholung in das geistliche Leben einzubeziehen. Aber da wir so viel weniger Zeit als unsere Vorfahren zu den eigentlichen religiösen Übungen haben, muß ihre Qualität die kaum mehr mögliche Quantität ersetzen. Denn nicht nur Zeitmangel, auch unsere nervliche Beanspruchung und die Tatsache, daß wir in einer weithin entgotteten Welt leben, macht es für uns schwer, uns täglich längere Zeit nur auf die

übernatürliche Welt zu sammeln. In dieser Lage ist das erste Erfordernis eine alle Sentimentalität ausschließende Wahrhaftigkeit. In der kurzen Zeit, die wir still vor Gott stehen, müssen wir versuchen, uns und unsere Existenz zunächst einmal so zu sehen wie sie wirklich sind, ohne alle Illusion. Es hat kaum einen Sinn, zu versichern, daß wir Gott unser ganzes Leben hingeben, wenn wir nicht einmal den kleinsten Ärger, die geringste Enttäuschung, ohne in helle Aufregung zu geraten ertragen können. Augustinus hat das gewußt als er schrieb: „Noverim me, noverim Te“. Je mehr wir uns Täuschungen über uns selbst hingeben, desto weniger werden wir zur Erkenntnis Gottes gelangen. Das bedeutet nun aber nicht, daß man sich dauernd mit Gewissenserforschung beschäftigen soll, denn das kann zu einem sehr ungesunden Kreisen um das eigene Ich führen. Was wir meinen, ist ganz allgemein die Haltung, die Christus immer wieder empfohlen hat, besonders im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, die Haltung des Menschen, der weiß, daß er voller Fehler ist, aber gerade durch demütiges Bekenntnis dieser Fehler und die darauf folgende Selbstzucht — „Gehe hin und sündige nicht mehr“ — allmählich von ihnen frei wird.

Diese Haltung des Menschen vor Gott wird sowohl im Alten wie im Neuen Testament als die *conditio sine qua non* der Gottverbundenheit dargestellt, und die häufige Betrachtung biblischer Texte sollte überhaupt die Grundlage unseres meditativen Betens sein, weil sie uns auf dem direktesten Weg zu Christus und damit ins Herz des eucharistischen Opfers führt. Je mehr unser Beten sich im Bezirk der Schrift bewegt, desto aufrichtiger und lebensnaher wird es sein, denn das inspirierte Wort Gottes kennt des Menschen Herz und weiß, welcher Nahrung es bedarf. Aus ihm spricht Christus selbst oder es deutet auf Ihn hin, und es lehrt wahrhaft und ohne Selbstbetrug beten.

Gebet ist keine Sache religiöser Emotionen, obgleich diese natürlich dadurch geweckt werden können. Wenn es, wie eingangs gesagt, zu einem tieferen Verständnis der Liturgie führen soll, dann muß es auch intellektuellen Gehalt haben. Besonders Exerzitien und Einkeritage werden darum großenteils auch einer tiefer gehenden Beschäftigung mit dem Glauben der Kirche und allem, was daraus entspringt, gewidmet sein. Diese theologische Vertiefung befruchtet dann ihrerseits wieder sowohl die innere Assimilierung der Messe wie das tägliche Beten, und dadurch das ganze Christenleben. Paulus selbst hat ja seinen jungen Christen in Thessalonich gesagt, daß sie ohne Unterlaß beten sollten (1 Thess 5, 7). Es ist bezeichnend, daß er diesen Rat gerade in einem Brief gibt, in dem er nicht nur die Empfänger zu stetiger Arbeit ermahnt (4, 11 f), sondern auch von sich selbst sagt, er schaffe Tag und Nacht, um niemandem zur Last zu fallen (2, 9). Also kann er kaum gemeint haben, man solle seine ganze Zeit mit Gebet verbringen. Der Sinn dieser Stelle wird erst völlig klar im Zusammenhang mit 1 Kor 10, 31: „Möget ihr also essen oder trinken oder sonst etwas tun, alles tut zur Verherrlichung Gottes“. Fünfzehnhundert Jahre später hat Ignatius von Loyola dasselbe gesagt, wenn er immerwährendes Gebet als „in omnibus quaerere Deum“ verstand. Weder für Paulus noch für Ignatius, noch für irgendeinen anderen wahren Heiligen, ob kanonisiert oder nicht, gibt es eine Spaltung zwischen geistlichem und täglichem Leben. Nicht nur Gebet und Arbeit, sondern auch Gebet und die scheinbar materiellsten Handlungen wie Essen und Trinken sind unauflöslich miteinander verwoben. Und wie könnte es auch anders sein, da ja der

Herr selbst gegessen und getrunken hat, da er bei Hochzeiten und Gastmählern zugegen war, so daß seine Gegner ihm sogar vorwarfen, er sei „ein Esser und Trinker“.

Aber wir würden uns täuschen, wenn wir es für möglich hielten, wie es heute manchmal geschieht, unsere Arbeit ganz ohne formelles Beten in „Gebet“ verwandeln zu können. Denn Gebet stellt die Beziehung des Menschen zu Gott her und unterhält sie. Gerade in heutiger Zeit birgt die Arbeit ganz besondere Gefahren in sich: entweder wird sie als nichts anderes denn als ein Mittel zu möglichst großem Verdienst betrachtet, oder aber der Mensch geht so völlig in ihr auf, daß sie zum Selbstzweck wird. Keine dieser beiden Haltungen ist christlich. Die erste schon gar nicht, das versteht sich von selbst; aber auch die zweite nicht, da die Arbeit immer ein Mittel bleiben muß, das den Menschen zu Gott führt. Das kann sie aber nur, wenn sie den Menschen nicht völlig in Anspruch nimmt, sondern ihm genug Zeit und Kraft und, besonders wichtig, Interesse läßt, sich Gott auch direkt zu nähern. Dabei hat die Arbeit natürlich ihre eigenen Gesetze, und sie mit dem geistlichen Leben zu integrieren bedeutet nicht, während der Arbeit viel an Gott zu denken — was bei einer die ganze Aufmerksamkeit des Menschen beanspruchenden Tätigkeit ohnehin unmöglich ist —, sondern sie als „Gottesdienst“ auszuüben, das heißt sie als die von Gott gewollte Aufgabe so gut und wirksam wie möglich zu verrichten.

Für den heutigen Menschen ist die Arbeit vielleicht ein wichtigerer Weg zu Gott als für frühere Generationen, die unter weniger starker Belastung lebten. Diese Tatsache hat schwerwiegende Folgen auch für das Tugendleben. Man kann nämlich die „monastischen“ Tugenden ebensowenig wie das „monastische“ Beten — besser gesagt: die Art und Weise, wie manche Tugenden und das Gebet in beschaulichen Orden geübt werden — ohne weiteres in das Weltleben übernehmen. Im Kloster sind Demut und Gehorsam von überragender Bedeutung. Gewiß müssen sie auch in der Welt geübt werden, aber doch mit erheblichen Modifikationen. Viele Heiligenleben und geistliche Bücher preisen die Demut, die ungerechten Tadel auf sich nimmt und sich vor verantwortlicher Stellung scheut, sowie den Gehorsam, der Anordnungen ausführt, selbst wenn sie absurd erscheinen. Eine solche Art der Tugendübung ist aber heutzutage nicht einmal mehr in einem tätigen, apostolischen Ordensleben, geschweige denn „in der Welt“ ohne weiteres durchführbar und oft auch gar nicht wünschenswert. Ein Familienvater, der seinen Kindern eine gute Erziehung geben will, ein Naturwissenschaftler, der im Dienst der Menschheit größere Forschungsmöglichkeiten erstrebt, ein junger Mann, der sich um eine Universitätslaufbahn müht, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, haben alle guten Grund, sich verbessern zu wollen. Initiative und Energie können ebenso wichtig sein wie die sogenannten „monastischen“ Tugenden; in der Tat hatten ja auch die meisten Heiligen ihr gerütteltes Maß davon; aber diese mehr „weltlichen“ Qualitäten können Gott auch wohlgefällig sein, wenn sie nicht unmittelbar in seinem Dienst verwendet werden; heißt es doch in der Genesis: „Erfüllt die Erde und macht sie euch untertan! Herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über jedes Lebewesen, das sich auf Erden regt!“ (Gen 1, 28).

Fast zweitausend Jahre lang hat dieser Auftrag Gottes an den Menschen bei Theologen und geistlichen Schriftstellern nur geringe Beachtung gefunden. Das

Resultat: Technik und Naturwissenschaft sind ihre eigenen Wege gegangen, und der moderne Mensch hat sich immer mehr der Kirche und der Religion überhaupt entfremdet. Gelehrte wie Teilhard de Chardin sind eine ganz große Ausnahme; und wenn der Versuch seiner Synthese naturwissenschaftlicher Forschung und christlicher Theologie und Spiritualität nicht immer gelungen ist, wenn christliches Dogma und Evolutionstheorie nicht genügend — oder zu stark! — integriert sind, dann ist die Schuld nicht unbedingt ihm zuzurechnen, sondern dem unseligen Bruch zwischen beiden, der bis in die Zeit von Renaissance und Humanismus hinaufreicht.

Denn diese Welt der Millionen Sonnensysteme und der Atomkräfte ist immer noch Gottes Welt, und die Beschäftigung mit ihr sollte nicht von Gott weg, sondern vielmehr zu Ihm hinführen. Der verantwortungsbewußte Christ kann sie nicht einfach wegdenken und sein inneres Leben von ihr unabhängig machen wollen. Denn es ist nun einmal Tatsache, daß das ungeheure Weltall mit seinen noch unerforschten Kräften auch unseren Gottesbegriff beeinflussen muß. Auch hier wird die Besinnung auf die Bibel und die Väter richtungweisend sein, die so stark die göttliche Transzendenz herausstellen. Uns ist das einst so einfach aussehende Weltall von um die Erde kreisenden Sonne, Mond und Sternen unbegreiflich geworden — sollte sein Schöpfer nicht noch viel unbegreiflicher sein? „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, Spruch des Herrn. Nein, so hoch der Himmel über der Erde, so hoch sind meine Wege über euren Wegen und meine Gedanken über euren Gedanken“ (Is 55, 8). Der Johanneische Logos, durch den alles, was ist, geworden ist, west in derselben Transzendenz, die ihn, nur scheinbar paradoxerweise, dem modernen Menschen so viel näher bringt als das versentimentalisierende Christusbild einer noch nicht allzu weit hinter uns liegenden Vergangenheit.

Und darum wird, wie unsere Arbeit und unsere Erholung, so auch unsere so viel größere und geheimnisreichere Welt zum Stoff, den unsere Religion immer stärker durchdringen muß. Diese Durchdringung geschieht in Messe und Kommunion und im Gebet, das sich an sie schließt und in den Tageslauf integriert wird. Eine solche Integration kann natürlich nur allmählich vor sich gehen. Aber wenn geistliches und Alltags-Leben nicht unwiderruflich auseinanderfallen sollen, dann muß sie von Anfang an versucht werden, am besten schon von den Schultagen an, wo ja auch Zeit und Gelegenheit nicht fehlen. Dann werden wir auch in unserer so weit hin entchristlichten Zivilisation schließlich wieder zu authentisch christlichen Lebensformen zurückfinden, die allerdings in manchem sehr viel anders aussehen werden als die unseres „klassischen“ geistlichen Schrifttums.

---